

Die Erbschaft.

Am Wegegrain in der Kengersdorfer Feldflur saß einst ein alter Mann, der seinen Kopf mit dem silberweißen Haar in die Hände gestützt hatte, als ob er Kummer und Verdruß hätte. Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter und eine Stimme fragte: „Nun, Vater Gottlieb, was schaut ihr so traurig aus, ist euer Leben euch schon so schwer geworden, daß ihr so trüben Blickes in die Welt schaut, als ob ihr keinen guten Freund mehr hättet?“

„Ah — guten Tag, Vetter Andres; wie konnte ich vermuten, euch hier zu treffen. Ihr habt euch lange nicht sehen lassen. Mir geht's, wie ihr vermutet. Das Leben wird mir recht sauer gemacht, wie es oftmals einem Alten ergeht, wenn er ins Leibgedinge gekommen ist; es fehlt bei unsern jungen Leuten, meinem Sohn und meiner Schwiegertochter, an der Freundlichkeit und der liebevollen Pflege. Besonders die Annemarie begegnet mir oft mit Scheltworten und das macht mich vergrämt und verbittert. Es gibt selten solch eine eitle und hochmütige Person als meine Schwiegertochter und mein Sohn Franz ist schwach genug, ihr allen Willen zu tun. So lebe ich einsam dahin und fühle mich am wohlsten, wenn ich dem Hause den Rücken kehren und in Gottes Natur im Sonnenschein mich erwärmen kann. Hier stört mich nicht das Reisen der Annemarie und die unfreundliche Miene meines Sohnes.“

„Der Tausend, Vater Gottlieb,“ fuhr der Fremde erregt auf, „mein Patenkind, die Annemarie, sollte so lieblos gegen euch sein